

## Ein Hauch Thomas Mann

Küsnacht ist nur ein Dorf, aber *ein Dorf mit Geschichte*. Dies zeigte sich am deutlichsten in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, als das folgenreiche Küsnachter Memorial entstand, und dann wieder zur Zeit des Züriputsches und der daran sich anschliessenden Bildungsbemühungen, für die das Küsnachter Seminar noch heute ein Zeugnis ist. Von besonderem Interesse dürften aber auch die Jahre sein, da Hitlers Terrorregime aus Deutschland ein verfeimtes und von vielen gemiedenes Land machte und dem ruhig und doch stadtnah gelegenen Dorf plötzlich ausländischen Zuwachs bescherte. Unter den Emigranten verschiedenster politischer Herkunft war auch einer, der sich nachmals grösstes Ansehen erwarb und für den Küsnacht zum Ort der Besinnung vor weiteren Wanderungen und weiterer Flucht wurde.

*Thomas Mann* kam nach ersten Exiletappen in der Schweiz und in Südfrankreich im Herbst 1933 nach Küsnacht und mietete sich hier die eben leer gewordene Villa an der Schiedhaldenstrasse 33, die kurz zuvor von der namhaften Architektin *Lux Guyer* erstellt worden war. Ein sommerlicher Bau mit grossen Fenstern und einem reich bewachsenen Garten, von der der Blick auf den See und in die Berge ging. Wollte man den Tagebüchern des neuen Bewohners glauben, so wäre es ein zwar elegantes, aber dilettantisch gebautes, lächerlich hellhöriges und unzulänglich eingerichtete Haus» gewesen.

Hier spricht zweifellos *die Bitternis des Vertriebenen* mit, der in München eine wesentlich massivere, aber auch altertümlichere Villa bewohnt hatte und dem es schwer fiel, der Fremde gerecht zu werden. Der in England erarbeitete Landhausstil der damals bedeutendsten Schweizer Architektin, der dem Dichter so wenig zusagte, war freilich seiner Zeit weit voraus, aber dafür hat er auch heute noch Bestand, wie jeder Beobachter leicht feststellen kann.

*Thomas Mann wurde kein Küsnachter*. Das lag nicht nur daran, dass er vorerst Deutscher bleiben wollte oder am markigen Spruch eines damaligen Gemeinderates, der im «Ochsen» verkündet haben soll, man habe bereits genug von diesen «Sauschwaben» ins Bürgerrecht aufgenommen, sondern an Art und Lebensweise des fremden Herrn. Er zeigte sich kaum je im Dorf, pflegte wenig Kontakte zu Einheimischen und fühlte sich auch in seiner ihm aufgezwungenen Rolle als Flüchtling nicht verstanden. Statt seiner tauchten aber bald die Mitglieder seiner grossen und lebhaften Familie auf, die seinen Wunsch nach schalldichten Wänden

zur Genüge erklärte, und ich erinnere mich noch gut, wie ich als kleiner Knabe auf sie aufmerksam wurde.

So stürmte einmal eine aus einer älteren Frau und zwei oder drei jungen Personen zusammengesetzte Gruppe aus der Thomas Mann-Villa heraus auf die Strasse und rannte, zu einem Knäuel vereinigt, auf den an der Haltestelle wartenden *Bus* zu, der eben abfahren wollte. Durch Gesten und Zurufe, die einen Zug zum Stehen gebracht hätten, gelang es ihr, den Chauffeur zu weiterer Rast zu bewegen und so lange zu warten, bis das unförmige und damals für Küssnacht noch ziemlich neue Gefährt die ganze Gruppe verschluckt hatte. Einer der Mann-Söhne trug einen Violinkasten bei sich.

Ebenso tumultuös verliefen die Besuche der Familie im *Strandbad*. Als Buben verbrachten wir ganze Tage in der damals modernsten Anlage dieser Art weit herum, und Frau Mann mit ihren Kindern kam oft ins Bad, während sich der Vater auch da nie zeigte, wie ja auch Gustav Aschenbach in Thomas Manns «*Tod in Venedig*» sich kaum je aus seinem Strandkorb ins Meer hinauswagt. Frau Mann, damals schon füllig, mit herbem grauen Bubikopf und nichts mehr von der Süsse des von Kaulbach gemalten Jugendbildnisses ahnen lassend, rannte jeweils, umgeben von ihren Kindern, laut lachend, rufend, überschäumend vor Lebenslust, ins aufspritzende Wasser. Man war damals in Küssnacht nicht daran gewöhnt, dass eine ganze Familie dermassen unbekümmert und weithin hörbar sich austobte, und nahm es eher als Zeichen geringen Anstandes denn als Ausdruck natürlichen Verhaltens, wie das heute wohl jedermann ohne weiteres tun würde.

Dass dabei auch *ein Stück Unverfrorenheit* mit im Spiel war, zeigt eine kleine Szene, die ich zufällig miterlebte. Frau Mann hatte in einem bekannten Zürcher Modehaus eingekauft und wollte bezahlen. Da aber ein paar Kunden vor der Kasse eine Schlange bildeten, riss ihr plötzlich die Geduld, sie drängte sich ungestüm vor, und mit unüberhörbarem Ärger in ihrer mir vom Strandbad her bekannten Stimme rief sie: «Ich möchte bezahlen, ich bin Frau Thomas Mann!» Wie die Sache bereinigt wurde, weiss ich nicht mehr, aber ich nehme an, dass die paar Schweizerinnen ihr indigniert den Vortritt liessen und dann zu Hause über die Deutschen schimpften, die sich jetzt überall vordrängten.

Thomas Mann selber sah ich erst bei seiner bald legendären Vorlesung in der *Seminarturnhalle*. Der «*Jungschweizer-Verein*» liess es sich damals angelegen sein, Dichterlesungen durchzuführen, und es gelang ihm auch, die ganze Schweizer Schriftstellerprominenz für solche Anlässe zu gewinnen, die mangels anderer Lokalitäten in der Seminarturnhalle durchgeführt wurden. Man sah also den immer etwas steifen Thomas Mann mit seinem gutbürgerlichen Herrngesicht, das einen kaum an einen Dichter denken liess, mit den Herren vom Vorstand konferieren und sich dann ans Pult setzen, um zwischen Seilen, Kletterstangen und Sprossenwänden aus seinen *Josefsromanen* vorzulesen. Ich habe keine Erinne-

rung mehr an das Gelesene, aber eine um so deutlichere an die genaue und sorgfältige Diktion des Dichters, der kein Wort verschleuderte, die Stimme nur unmerklich hob oder senkte, dabei aber gekonnt phrasierte und dann natürlich an das fast unbewegliche Gelehrten Gesicht mit der Brille, das von der grün beschirmten Leselampe beleuchtet wurde.

Persönlicher fiel eine Begegnung am Markenautomaten beim Bahnhof aus. Ich hatte einen Brief eingeworfen und stand noch etwas auf dem Perron herum, als mich ein gross gewachsener Herr ansprach. Ich erkannte ihn sofort wieder, denn ich hatte ihn in der Turnhalle genau studiert und mich dabei über die erstaunlichen Ähnlichkeit mit einem *Zürcher Geschäftsherrn* gewundert, der oft erzählte, er sei auf der Strasse als Thomas Mann angesprochen worden und die Leute hätten ihm kaum glauben wollen, dass er es nicht sei. Ebenso erging es einem bekannten Küssnacher Arzt, nämlich *Doktor Theodor Brunner* vom Nervensanatorium am See, der dem englischen Vorkriegspremier Neville Chamberlain so sehr glich, dass manche Leute geschworen hätten, dem Engländer mitten in Zürich begegnet zu sein.

Ich sah also Thomas Mann vor mir, mit einem Brief in der Hand und seinem gewohnt ernstesten Gesicht, als er mir sein Anliegen auseinandersetzte. Ob ich ihm ein Zwanzigrappenstück habe, wollte er wissen, denn er habe sich Marken aus dem Automaten besorgen wollen, aber das passende Geldstück nicht gehabt. «Ja», sagte ich, «grad han i eine gha!», denn ich war einkaufen gewesen und erinnerte mich deutlich, einige Zwanziger zurückerhalten zu haben. Mann sah mich leicht verdutzt an, und jetzt versuchte ich mein Glück auf Hochdeutsch, wobei ich gleich eilfertig in meinem Portemonnaie zu kramen begann. «Eben habe ich einen gehabt!» «Ach so», sagte er, offenbar unfähig, mich zu verstehen, «habt», und dabei begann er plötzlich zu lachen, was mir auffiel, weil ich es von dem sonst so ernst und auch etwas unnahbar wirkenden Fremden nicht erwartet hätte. Unser Geschäft war rasch beendet. Ich erhielt zwei Zehner und gab ihm dafür den verlangten Zwanziger, mit der er nun zum Apparat marschierte, sich seine Marken herausliess und den Brief damit frankierte.

Bald darauf verschwand er in der Unterführung, und ich hätte die ganze Sache wohl für immer vergessen, wenn mir nicht das komische «habt» als Partizip der Vergangenheit irgendwie im Gedächtnis hängengeblieben wäre, aber was es damit auf sich hatte, begriff ich erst viele Jahre später.

Der Krieg ging zu Ende. Thomas Mann hatte im Exil seinen *«Doktor Faustus»* geschrieben, und ich las das Buch als nun Erwachsener mit grösserem Interesse, als ich je zuvor eines von ihm gelesen hatte. Ich kam zur Gestalt des kleinen Nepomuk Schneidewein. Dieser sollte als Schweizer charakterisiert werden, und zwar vor allem durch seine Sprache, welche die vom Dichter heraufbeschworene altertümliche Welt um den Titelhelden herum markieren musste, und dabei glaubte Mann wohl, auf seine Kenntnisse des auf mittelhochdeutscher Stufe

stehen gebliebenen Schweizerdeutschen zurückgreifen zu können, wie er es in Küssnacht gehört hatte. Es geriet ihm das nicht ganz so katastrophal wie beispielsweise Goethe, der mit seinem «Schweizer Lied» betitelten «Ufm Bergli bin i gesässe, ha de Vögle zugeschaut...» wenig Empfinden für unser Idiom bewies, aber ein auffälliger Fehler unterlief ihm doch. Der liebenswürdige kleine Bursche, von Mann raffiniert zum «Elfenprinzchen» stilisiert, sagt nach den Mahlzeiten, wenn er genug gehabt hat, jeweils einfach «habt» statt «gehabt», und so unmöglich das vom Schweizerdeutschen her ist, findet sich doch leicht eine Deutung. Mann wusste noch, dass der Zürcher die zwei Silben des hochdeutschen Partizips «gehabt» zu einer zusammenzieht, aber er vergriff sich in der Wahl der Buchstaben, und so wurde aus dem Zürichdeutschen «gha» das komische «habt», das ich freilich schon einmal von ihm gehört hatte. Kein Wunder, dass ich mich bei der Lektüre an unsere Begegnung auf dem Küssnachter Bahnhof erinnerte!

Später sah ich Mann noch einmal im *Theater am Pfauen*. Er war längst zum grossen alten Mann der deutschen Literatur geworden, wohnte auch wieder in der Schweiz, diesmal in Kilchberg, und zwar in einer Villa, deren klassizistische Behäbigkeit es mit seinem ehemaligen Wohnsitz in Deutschland aufnehmen konnte und nichts mehr gemein hatte mit der luftigen Eleganz einer Lux Guyer. Aus seiner Loge herab schaute er, die nun alte Katja an seiner Seite, streng und fast etwas hölzern auf die Szene, wo *Claudels* «Tobias und Sara» gegeben wurde, und erst als der uralte Claudel, von zwei Seiten gestützt, sich auf die Bühne schleppte, begann er gemessen zu klatschen. Claudel winkte ihm mit der Hand zu, Mann winkte zurück, beide alt und bereits einem Publikum entrückt, das sie nicht mehr erreichte.

Das Bild Manns, ganz wie es hier erschien, streng, gepflegt, fast zeitlos und so, wie man es inzwischen von Millionen von Buchdeckeln her kennt, hing lange Zeit auch im Arbeitszimmer des *Zürcher Literaturkritikers Werner Weber*. Hier sah ich es wieder, als Mann bereits gestorben war, mit einer Unterschrift, die zeigte, dass er dem Jüngeren erlaubt hatte, ihn zu duzen. Die beiden hatten sich offenbar verstanden, während es zwischen uns bei jenem Missverständnis blieb, das im Munde des kleinen Nepomuk bereits Form und Ton angenommen hatte.

*Hans Guggenbühl*